

Zu viel Bild schadet der Bildung

COMICS Lange galten Comics als die Schmutzkinder der Jugendliteratur: Leichte Kost und jugendgefährdend, lautete das Verdikt. Nun sind grafische Erzählformen im kinderliterarischen Establishment angekommen – sie gewinnen Preise bei der Frankfurter Buchmesse

VON SARAH WILDEISEN

Schon die Auswahlliste zeigte eine deutliche Präferenz der Jury für Bildgeschichten. Dass jedoch sowohl im Kinder- als auch im Jugendbuch der Preis an Comics ging, überraschte auch Kenner der Szene. Emile Bravo und Jean Regnaud gewannen mit „Meine Mutter ist in Amerika und hat Buffalo Bill getroffen“. Als bestes Jugendbuch zeichnete die Frankfurter Buchmesse Nadia Budde „Such dir was aus, aber beei dich“ aus.

Kinder- und Jugendliteratur sowie Comicszene gehörten bislang zwei völlig verschiedenen Lagern an. Lange war diese Trennlinie ein ungeschriebenes Gesetz. In der Schmutz- und Schund-Debatte der 50er und 60er Jahre galten die an Kiosken verkauften Heftchen als leichte Kost oder gar als jugendgefährdend. Ende der 60er Jahre entwickelten sich Untergrund-Comix, angeführt von Leuten wie Robert Crumb. Sie feierten ihren Trashcharakter. Es entstand ein mit Trotz vermishtes Selbstbewusstsein, aus dem in den 80er und 90er Jahren eine neue, eigene Qualität erwuchs. Der Autocomic, Artcomic oder Kunstcomic war geboren.

In den 90er Jahren war man noch auf der Suche nach einem Begriff für den anspruchsvollen Comic. Heute hat sich Graphic Novel als Label für vielschichtig erzählende Comics durchgesetzt. Er stammt vom amerikanischen Comiczeichner Will Eisner, der seine grafischen Shortstories „A Contract with God“ so vermarktete. Inzwischen dient er gerade den deutschen Verlagen dazu, Comics mit gleichermaßen literarischer wie grafischer Qualität zu bewerben.

Meistens lassen sich Graphic Novels in ihrer psychologischen Durchgestaltung mit Romanen vergleichen. Dennoch bleibt der Begriff schwammig. Seine Offenheit hat allerdings den Vorteil, dass man ihn für sämtliche den Heftchen erwachsene grafische Literatur verwenden kann.

Wie es um die Qualität eines als Graphic Novel bezeichneten Bandes tatsächlich steht, muss jeweils geprüft werden – und die Feuilletons reagieren darauf mit einem erweiterten Rezensionangebot. Überraschend, denn zu-



Guckst du noch – oder liest du schon? Comics kämpfen sich in die Literatursparte Foto: S. Kuttig/plainpicture

gleich verschwinden Kinder- und Jugendliteraturkritiken zunehmend aus den Kulturteilen. Dabei lässt sich der Einfluss des Comics auf die Kinderliteratur seit etwa 40 Jahren beobachten. Was mit der Übernahme von Comic-Elementen wie Sprechblasen, Speedlines und Einzelbildreihen ins Bilderbuch begann, hat sich zur kompletten Übernahme ausgewachsen: Längst finden sich Comics als Hardcoverausgaben im Sortiment von Kinderbuchverlagen.

Dass hier zwischen aufgezogenen Mittelmäßigkeiten auch Qualität zu finden ist, darf scheitern die Juroren des Deutschen Jugendliteraturpreises in diesem Jahr die Öffentlichkeit aufmerksam machen zu wollen: In der Kategorie Kinderbuch erhielten die Franzosen Emile Bravo und Jean Regnaud die Auszeich-

nung für ihren Comic „Meine Mutter ist in Amerika und hat Buffalo Bill getroffen“.

Als bestes Jugendbuch wurde Nadia Budde „Such dir was aus, aber beei dich“ geehrt. Budde, die schon zum zweiten Mal den Deutschen Jugendliteraturpreis erhielt, hatte für ihr Kinderheftersinnerungspotential in diesem Jahr bereits beim Erlanger Comic-Salon den Max-und-Moritz-Preis für den besten Kindercomic bekommen. Dieses Zusammentreffen von Comic- und Buchpreis ist eine Rarität und erzählt viel über die ausfransenden Genre Grenzen.

Als die 70-jährige Jugendliteraturlegenden Mirjam Pressler, die für ihr Gesamtwerk mit dem Sonderpreis des Deutschen Jugendliteraturpreises ausgezeichnet wurde, in ihrer Dankesrede auf die Wichtigkeit der Unter-

„Jedes triviale Buch ist ein nicht gelesenes literarisches Buch!“

MIRJAM PRESSLER

scheidung von Trivial- und Hochkultur bestand, klang das wie ein kritischer Kommentar zu den Juryentscheidungen: „Jedes gelesene triviale Buch ist ein nicht gelesenes literarisches Buch!“, argumentierte sie. Und gab eine Erklärung dafür, warum die Zahl der Neuerscheinungen im Kinder- und Jugendliteraturbereich so immens gestiegen ist: „Heute erscheint in Buchform, was früher am Kiosk erkennbar als Trivialliteratur als Heftchen angeboten wurde!“

Klar, die Graphic Novel hat sich in Qualität und Umfang

längst von ihren Ahnen emanzipiert. Dennoch ist nicht alles, was sich unter diesem Label und zwischen zwei Hardcover-Deckel gepresst verbirgt, große Literatur. Was allerdings in gleichem Maße für die Kinder- und Jugendliteratur gilt. Auffällig ist etwa, dass die Jugendlichen, die eine eigene Jury bilden, für ihren Jugendbuchpreis nie Comics nominieren. In diesem Jahr ging ihr Preis an Suzanne Collins' Thriller „Die Tribute von Panem. Tödliche Spiele“, der um die Frage kreist, wie abhängig der Mensch in der Mediengesellschaft von seinem Bild in der Öffentlichkeit ist. Kein Roman, der durch seine literarische Qualität besticht, wohl aber zeigt, welche Fragen für die Jugendlichen heute die wirklich wichtigen sind.

Vielleicht liegt die Abwesenheit speziell von Comics aber

auch daran, dass sie in den von Erwachsenen betreuten Lesecamps gar nicht auftauchen. Schwer zu sagen – Journalisten sind nicht zugelassen.

Lehrer scheinen nach wie vor eine große Abneigung gegen Comics zu verspüren: Zu viel Bild schadet der Bildung. Der abnehmende Bildanteil in der Lektüre gilt als Indiz für die zunehmende Lesekompetenz eines Schülers. Comics lassen sich in diesem Schema schlecht unterbringen. So schrieb eine Lehrerin an eine Schülerin, die ihr einen Comic gezeichnet hatte: „Vielen Dank. Liest du gerne Comics? Ich lese viel lieber ein richtiges Buch!“ Zum Glück gibt es Comics jetzt auch als richtige Bücher, so dass sie Literaturpreise und damit eine größere Aufmerksamkeit bekommen, jetzt auch im Segment der Kinder- und Jugendliteratur.

„Bildung ist nur übers Internet zu schaffen“

AFGHANISTAN Der Exoffizier Bastian Kuhl ist so angerührt vom afghanischen Bildungshunger, dass er eine Fernuniversität gegründet hat. Studium am Afghan German Management College und im Internetcafé

INTERVIEW ULRIKE WINKELMANN

taz: Herr Kuhl, wieso haben Sie eine Fernuniversität für Afghanistan gegründet?

Bastian Kuhl: Dreimal war ich in Afghanistan als Soldat, zuletzt als Chefredakteur des Radiosenders der Isaf-Truppen für Afghanen. In meinem ersten Einsatz hatte ich eine große Kiste mit Büchern dabei, um in BWL promovieren. Aber ich habe die Kiste nie aufgemacht, sondern mich mit Haut und Haaren auf Land und Kultur eingelassen.

Aber jetzt sind Sie bei Boston Consulting und betreiben eine Fernuni. Wieso?

Es hat mich unglaublich erschüttert zu sehen, dass meine afghanischen Redakteure genauso intelligent waren wie Sie und ich, aber nicht über eine strukturier-

te Informationsverarbeitung verfügten. Sie waren quasi chaotisch gebildet und haben ihre PS nicht auf die Straße gekriegt. Ich gab dann Abendkurse in BWL, die allen großen Spaß gemacht haben. Daraus ist später die Idee einer Fernuni geworden. 2006 habe ich mit ein paar Kameraden losgelegt. Inzwischen hat das Afghan German Management College knapp 400 Studierende.

Wer studiert bei Ihnen? Wer hat die 60 Dollar fürs Semester? Die Studierenden zahlen ihre 60 Dollar großenteils selbst. Einige bekommen sie aber auch vom Arbeitgeber bezahlt, etwa einer UN- oder Nichtregierungsorganisation. Englisch und ein Internetzugang sind Grundvoraussetzung. Klar ist, dass wir dabei nicht die Ärmsten der Armen erreichen. Wir haben aber auch

schon zwei Stipendiatinnen, die wir über Spenden studieren lassen können. Wir sind dabei, unser Stipendienprogramm so professionalisieren, um vor allem weiblichen Studenten das Studium zu ermöglichen.

Der Aufbau Afghanistans wird davon abhängen, ob man die mehr als 80 Prozent ländliche Bevölkerung dafür gewinnt. Die erreichen Sie nicht, oder?

Der Bauer auf dem Feld studiert nicht bei uns. Ein Angebot für Kabul muss man auch nicht mehr schaffen, dort gibt es alles. Aber wir erreichen gerade auch mit dem Fernuni-Prinzip die jungen Leute in den mittleren und kleinen Provinzhauptstädten, wo es bereits Internetcafés gibt.

Wie kontrollieren Sie Ihre afghanischen Mitarbeiter und die Lehrinhalte?

Ich bin Vertrauensmensch und muss es für so ein Projekt auch sein. Die Lehrinhalte haben wir 100-prozentig im Griff, und unsere Mitarbeiter vor Ort machen gute Arbeit. Natürlich hat der eine oder der andere Student auch schon geschummelt, und wenn das aufflog, hat er die Prüfung nicht bestanden. Wir lassen die Studenten am Ende eines jeden Semesters komplexe Fallstudien bearbeiten, da müssen sie schon selber denken.

Die afghanische Regierung will Ihr College nicht akkreditieren. Warum nicht?

Wir haben mit dem Bildungsminister in Kabul gesprochen. Der will und kann derzeit nichts anerkennen, wenn es keine Präsenzveranstaltungen gibt – weil ein entsprechendes Gesetz bislang nicht existiert. Die Unesco

setzt sich sehr für uns ein, und auch im Ministerium sind Leute, die wissen, dass die ungeheure Nachfrage nach höherer Bildung nur durch Internetangebote zu befriedigen ist.

Das College lebt also vom guten Ruf der Deutschen?

Genau. Die Qualität unserer Kurse hat sich aber auch schnell herumgesprochen. Der Kern der Studierenden waren die Bekannten meiner afghanischen Radio-Redakteure.

Welche Arbeitschancen wird im Herbst der erste Jahrgang haben, der den Abschluss macht?

Es wird dann nicht die großen Schnitt geben, dass alle sofort nach Europa verschwinden oder so. Einige der Studenten sind ja sogar schon Projektleiter geworden, sie sind eingebunden vor Ort. Einer gründet gerade eine Jugendzeitung, ein anderer will eine Autoimportfirma gründen. Ein Dritter will eine Teppichknüpferei aufmachen, die faire Löhne zahlen und bei Krankheit sogar Lohn fortzahlen.

Ein großes Problem ist, dass gut ausgebildete Afghanen bei internationalen Organisationen wie Nato, UNO oder NGOs anheuern – und so dem afghanischen Arbeitsmarkt fehlen. Können Sie das verhindern?

Wir können das nicht verhindern. Aber indem wir die Leute zu Unternehmensgründern ausbilden, wirken wir dem entgegen. Wir wollen auch Mikrokredite für unsere Leute einwerben. Dieser ökonomische Trend hat sich nach Afghanistan herumgesprochen. Und unsere Studenten sind die Ersten, die den perfekten Businessplan dafür aufstellen könnten.

Bastian Kuhl

war Offizier in Afghanistan. Heute ist er bei Boston Consulting und hat ein Ferienlernzentrum für das Land etabliert.

Foto: privat